

# SIDE EFFECT LUNKAS ERILER



Arena

# VIER

**V**ierzehn Tage später ist es endlich so weit: Meine Eltern bringen mich an einem sonnigen Montagmorgen zum Bahnhof, bevor sie mit ihren Urlaubsvorbereitungen für Usedom beginnen. Der Abschied verläuft erfreulich kurz und schmerzlos. Mein Vater ist sowieso kein Freund großer Worte. Meine Mutter würde gerne ein paar Tränen vergießen, kann sich aber beherrschen.

»Handys, WhatsApp, Twitter ... hatten wir früher alles nicht«, sagt mein Vater. »Aber trotzdem haben wir es geschafft, hin und wieder zu Hause anzurufen ...«

»...und der Oma eine Karte zu schreiben«, ergänzt Mom.

»Krieg' ich auch hin«, sage ich und spüre, wie sich meine Nackenhaare aufstellen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine Ansichtskarte verschickt und werde auf dieser Reise sicher nicht damit anfangen. Meine Eltern umarmen mich auf dem Bahnhofsvorplatz, halten sich mit weiteren Ratschlägen zurück und machen sich schließlich winkend auf den Weg.

Ich sehe ihnen nach, bis der alte Familienvolvo im morgendlichen Berufsverkehr verschwindet. Dann schlendere ich zu den Bahnsteigen. Während ich auf den Zug nach Amsterdam Centraal warte, bin ich mit den Gedanken bei Nesrin und stelle mir vor, was wir alles unternehmen werden. Ich bin noch nie verliebt gewesen wie jetzt, aber ich war schon zweimal in Amsterdam und bin mir sicher, dass es eine megageile Stadt für Verliebte ist. Die zahllosen romantischen Cafés und gemütlichen Kneipen, die Grachten und der Vondelpark, das wird fabelhaft werden. Falls Nesrin noch nie dort war, kann ich ein bisschen angeben und ihr die »Stadt zeigen«.

*Auf so-so-was steht sie n-n-nich'*, höre ich Arni moseern und zucke mit den Schultern. Der Gedanke gefällt mir trotzdem.

Als der Zug am Bahnsteig hält, steige ich irgendwo in der Mitte ein und finde einen guten Platz in einem Großraumabteil. Ich verstaue meinen Rucksack, mache es mir bequem und hole dann Handy und Kopfhörer raus. So wie fast alle anderen Fahrgäste auch. Nur links vom Mittelgang sehe ich eine Frau im Alter meiner Mutter, die ein

Kreuzworträtselheft auspackt, und einen älteren Herrn, der sich mit einer dicken Zeitung abmüht.

Ich setze die Kopfhörer auf, schalte mein Smartphone an und muss als Erstes feststellen, dass es in diesem Zug kein WLAN gibt.

Leise fluchend, rufe ich übers Mobilfunknetz die Online-Ausgabe unserer Lokalzeitung auf und finde sofort, was ich suche. Ausführlich wurde über Nesrin und ihr Verschwinden berichtet. Der Artikel ist über eine Woche alt und ich habe ihn schon ein halbes Dutzend Mal gelesen. Zunächst zwei Spalten für die reinen Fakten: Vermisst wird die siebzehnjährige Nesrin Celik. Exzellente Schülerin türkischer Herkunft, niemals irgendwelche Probleme, allseits beliebt und blablabla! Die Zeitung scheint nicht zwangsläufig davon auszugehen, dass sie abgehauen ist, sondern deutet vorsichtig auch die Möglichkeit eines Gewaltverbrechens an. Dann ein Foto, das sie mit Kopftuch und der bescheuerten Seidenbluse zeigt, und ein persönlich gehaltener, verzweifelter Hilferuf ihrer Eltern.

Sie tun mir leid – es muss schrecklich sein, was sie durchmachen. Aber in dieser Angelegenheit bin ich auf Nesrins Seite.

Während ich, das Handy auf den Knien, den Artikel zu Ende lese, nimmt auf der Sitzbank mir gegenüber jemand Platz. Mein abgelenkter Blick registriert zunächst Mokassins aus Wildleder und Beine in ausgebleichten Jeans. Keine Socken. Als ich hochschaue, sehe ich einen mittelgroßen athletischen Typ etwa in meinem Alter. Gebräuntes Gesicht, dunkle Augen, dunkles Haar, Goldkettchen, alles dran. Er trägt ein weißes T-Shirt und darüber eine alte Bomberjacke aus Leder. Sieht ziemlich cool aus. Einen Augenblick starrt er mich gleichgültig an, dann lehnt er sich entspannt zurück und schließt die Augen. Ich betrachte mein Spiegelbild im Abteifenster und beneide ihn um sein Aussehen. Doch dann denke ich an Nesrin und daran, dass ich in ein paar Stunden eine sehr schöne Freundin haben werde. Ich konzentriere mich auf die Musik aus den Kopfhörern und mache ebenfalls die Augen zu. Als ich sie nach einer Weile wieder öffne, ist der Platz mir gegenüber leer.

Die Zugfahrt dauert knapp vier Stunden. Es ist Mittagszeit und mein Magen hängt durch, als ich endlich in Amsterdam Centraal aussteige. Der Bahnhof ist wie alle anderen großen Bahnhöfe auch. Überall kracht und zischt es. Die stickige Luft riecht nach Schweiß, Abgasen und Fast Food. Das Innere der Halle besteht hauptsächlich aus Glas und Metall und alle Menschen um mich herum haben es eilig. Massen von Touristen, die zu den Bahnsteigen hasten und durcheinanderschreien, viele jung und mit Rucksack, so wie ich. Dazu afrikanische Dealer, deutsche Schulklassen und jede Menge Security.

Und auf einmal dringt von irgendwo klassische Klaviermusik durch den Lärm.

Überrascht drehe ich mich um. Mitten in der Bahnhofshalle steht ein schwarzer Flügel, auf dem ein Mann spielt, der nicht wie ein Konzertpianist aussieht. Nach wenigen Minuten hat er sein Stück beendet, steht auf und geht. Die Reisenden um ihn herum applaudieren. Aus der Menge löst sich eine junge Frau, die auf dem Schemel Platz nimmt und Ragtime-Musik spielt. Irgendwie entspannt, diese Holländer.

Ich brauche dringend was zu essen, orientiere mich an den Hinweisschildern und finde eine riesige Wand von Automaten, die Fast Food und Gebäck enthalten. *Eten uit de muur*, auch sehr holländisch. Ich ziehe mir eine Frikandel mit Kroketten und ein paar Poffertjes und setze mich Richtung Ausgang in Bewegung. Die Frikandel ist so was wie der holländische Nationalsnack. Mein Vater behauptet, dass wirklich niemand weiß, was dadrin ist, und mich interessiert es auch nicht. Ich denke an Arni Goldbergs Fastfoodregel Nr. 1: »Mit Senf geht alles«, und verputze das Teil.

Als ich auf den Bahnhofsvorplatz raustrete, hat sich das Wetter verschlechtert. Riesige graue Wolken hängen über der Stadt und dämpfen meine Stimmung ein wenig. Spätestens in einer halben Stunde fängt es an zu schütten. Kein Problem, bis dahin habe ich alles erledigt. Ich suche auf dem Smartphone das Foto von Nesrins Zettel und schaue den Straßennamen nach. Ein Blick auf Google Maps zeigt mir, dass die Egelantiersstraat Nr. 12 im Stadtteil Jordaan liegt und in zehn Minuten zu Fuß zu erreichen ist. Man kann auch mal Glück haben, denke ich und mache mich auf den Weg.

Mein Handy leitet mich in ein gemütliches Viertel, in dem sich alte Häuserfronten mit bunten Giebeln und moderne Fassaden abwechseln. In den schmalen Straßen sind sehr viele junge Leute und Kinder unterwegs. Alle scheinen jede Menge Zeit zu haben. Überall gibt es Cafés, Eckkneipen, flippige Coffeeshops und Antiquitätenläden. Und unzählige Fahrräder, die vorzugsweise da abgestellt sind, wo Schilder mit der Aufschrift *Geen fietsen plaatsen* das ausdrücklich verbieten. Nach fünfzehn Minuten stehe ich in der Egelantiersstraat vor dem Haus mit der Nummer 12. Es ist ein graues Gebäude mit hohem Giebel und einer schönen alten Haustür aus Massivholz, in die die Jahreszahl 1860 eingeschnitzt ist. Auf dem Klingelschild steht kein Name und ich merke, dass mich das rein gar nicht überrascht. Ich schelle zweimal und warte geduldig. Der Himmel über mir hat sich weiter verdunkelt. Fünf Minuten vergehen, dann drücke ich noch mal auf den Knopf. Was, wenn niemand zu Hause ist? Vielleicht sind die Bewohner verreist. An diese Möglichkeit habe ich nicht im Traum gedacht.

Als ich ein drittes Mal klingeln will, wird die Tür abrupt geöffnet und eine Frau starrt mich misstrauisch an. Sie hat schulterlanges eisgraues Haar und ein wettergegerbtes Gesicht, das mich an einen runzligen Apfel denken lässt. Ihre schmale Gestalt steckt in einem bunten, langen Batikkleid, das sehr hippiemäßig

aussieht. Alles an ihr ist alt – bis auf die Augen. Sie sind blau und wach. Sehr kühl. Kanoniersaugen. Keine Ahnung, woher ich das Wort habe, aber es passt. Die Frau schaut wie jemand, der es gewohnt ist, über weite Flächen hinweg auf etwas zu zielen.

»*Goede middag*«, sage ich und bin mit meinem Niederländisch auch schon am Ende. »Sprechen Sie Deutsch oder Englisch?«

Ihre Augen verengen sich zu schmalen Schlitzern. »Tun das nicht alle Holländer?«

Das hier fängt irgendwie nicht gut an. Eine Stimme ganz hinten in meinem Kopf mahnt zur Vorsicht.

»Ich bin Ben«, sage ich. »Nesrin hat mir Ihre Adresse gegeben. Nesrin Celik.«

Die Frau antwortet nicht, sondern starrt mich weiter an. Ich will mein Handy aus der Tasche ziehen, aber vielleicht ist es besser, ihr den Originalzettel zu zeigen. Ich hole ihn raus und strecke ihr das Stück Papier entgegen. Sie wirft einen Blick darauf und ihre Gesichtszüge entspannen sich ein wenig. Aus irgendeiner Tasche ihres altmodischen Kleides fördert sie ein sehr modernes Smartphone zutage und mit wenigen Wischbewegungen findet sie offenbar das Foto von mir, das Nesrin ihr geschickt hat. Ihr Blick wandert vom Display zu meinem Gesicht und zurück. Dann nickt sie. »Komm rein.«

Ich folge ihr durch einen langen dunklen Korridor, zu einer großen Tür, die ebenso massiv und solide aussieht wie die Haustür. Die Frau stößt sie auf. Hellgraues Tageslicht und eine farbenfrohe Blütenpracht blenden mich. Ich habe von diesen verborgenen Amsterdamer Gärten gehört, die sich hinter manch nüchterner Hausfassade finden lassen, aber noch nie einen gesehen. Vor mir entfaltet sich auf ungefähr siebzig Quadratmetern ein sorgfältig gestylter und gepflegter Minipark, wie er in den Hochglanzmagazinen meiner Mutter abgebildet sein könnte. Rosen, Tulpen, Orchideen, eine winzige Rasenfläche, sogar Obstbäume. Ich verstehe nichts von Gartenkunst, aber was ich sehe, gefällt mir. Die Frau zeigt auf ein paar Rattanstühle, die um einen Tisch herum auf einer putzigen kleinen Grasnarbe stehen. Wir setzen uns. Noch immer sagt sie nichts.

Ich deute mit einer kurzen Handbewegung auf die kleine Oase um uns herum und dann in den grauen Himmel. »Es ist sehr schön hier und ich würde gerne noch ein bisschen bleiben, aber ich habe es eilig. Ich muss Nesrin finden. Bitte sagen Sie mir, wo sie ist.«

Über den Himmel zucken helle Blitze und ich spüre die ersten Regentropfen auf der Haut. Die alte Frau schüttelt ihre graue Haarmähne. Dann sieht sie mir direkt in die Augen. »Das kann ich nicht«, sagt sie. »Nesrin ist hier nicht angekommen. Wir warten seit zwei Wochen auf sie. Niemand hat sie gesehen.«

# FÜNF

Ich höre die Worte, aber irgendwie dringen sie nicht zu mir durch. Es kann an dem Donnergrollen liegen, das in diesem Augenblick den Innenhof erfüllt und eindeutig bedrohlich klingt, doch das glaube ich nicht. Es ist mein Gehirn, das sich weigert, die Bedeutung der Sätze zu akzeptieren. Sie überhaupt hereinzulassen. Wie gefroren stehen sie zwischen uns in der Luft.

*Nesrin ist hier nicht angekommen.*

*Niemand hat sie gesehen.*

Heftiger Regen setzt ein und fegt die Worte doch noch in meine Richtung. Die alte Frau beobachtet mich aus ihren eisblauen Augen und schiebt sich eine nasse Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie steht auf. »*Kom binnen!*«, sagt sie und wechselt dann wieder ins Deutsche. »Lass uns reingehen!«

Ich folge ihr zurück in den halbdunklen Korridor, von dem eine Reihe Zimmer abzweigen. Sie drückt eine Klinke hinunter und wir betreten einen hellen, geschmackvoll eingerichteten Raum. »Setz dich da in den Sessel. Ich mach' uns Tee.«

Während ich es mir in einem großen Korbstuhl bequem mache, höre ich sie im Nebenzimmer rumoren. Nach wenigen Minuten kommt sie mit zwei dampfenden Bechern zurück. Sie hockt sich auf das Sofa und stellt den Tee auf dem Couchtisch ab. Mir ist schlecht, Regentropfen rinnen aus meinen Haaren in den Hemdkragen. Bevor sie wieder anfängt, mich anzustarren, beschließe ich, den Anfang zu machen.

»Wie heißen Sie?«

»Lily.«

»Nur Lily?«

»Lily reicht.«

Ich nicke und warte, bis der Krampf in meinem Magen nachlässt. »Nesrin hat vor vierzehn Tagen gesagt, dass sie von zu Hause abhauen will. Dann hat sie mir den Zettel gegeben und gesagt: *Wenn du nach Amsterdam kommst, geh zu dieser Adresse. Dort wohnt eine Frau, die dir sagt, wo ich bin ...* Okay, diese Frau sind Sie. Und ich bin